

Der Rheinfall in alten Bildern

Autor(en): **Thomann, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie im Hause sahen, das haben sie mit leichter Hand und mit unerhört feinem künstlerischem Gefühl zu gestalten verstanden, immer wieder vor allem die Mädchen und Frauen, hundert-, ja tausendfach in immer neuen entzückenden Motiven, immer wieder aufs neue angeregt durch die Reize ihrer Erscheinung, durch die Anmut ihres Wesens und Gebarens, eine immer wieder schöner als die andere. Abbilder der Wirklichkeit also haben wir da; so sahen die Frauen und Mädchen wirklich aus, so kleideten, puhten, frisierten sie sich, so, wie sie uns nun entgegneten in diesen heitern, anmutsvollen Spiegelbildern. Und Ercoten, bereits verjüngt zu zierlichen Knäblein, flattern in Scharen um diese Mädchen und Frauen, die, meist züchtig verhüllt in ihren zartgefärbten Gewändern, bald sinniger, bald kecker einherschreiten oder auf Felsen sitzen, oft mit rundem Hut über dem Scheitel, oft mit Fächer in der Hand, mit Taube auf der Schulter, auf eine Maske niederblickend u. Die Bemalung trägt konventionellen Charakter, es ist ein sanfter Zusammenklang bunter Töne. Zart und licht sind in der Regel die Farben, mit Vorliebe rötliche und bläuliche Töne gewählt in verschiedenen, doch selten in lebhaften Nuancen, und stets sind die Farben als ganze, reine Töne aufgesetzt: der Wechsel von Hell und Dunkel wird lediglich erzeugt durch die Körperlichkeit der Form, durch Höhe und Tiefe der Modellierung, durch Licht und Schatten der beleuchteten und nicht beleuchteten Teile, ohne daß diese Wirkung verstärkt wäre durch Abstufungen von Hell und Dunkel innerhalb der Farbtöne selbst. Auch reines Weiß spricht im Gesamtbild mit, für Einzelheiten ist Violett, Gelb, Braun, selten dagegen Grün verwendet, hin und wieder etwas Gold aufgetragen... Aus boiotischem Ton zwar sind diese Tanagrafigürchen geformt, aber mit attischem Geist, mit attischer Grazie. Da-

mals, da sie entstanden, zogen just eines Praxiteles Schöpfungen aller Augen auf sich; von der Kunst und vom Geiste dieses süßen Meisters eben ist vieles übergegangen auch auf die kleinen Tongebilde von Tanagra. Jugend und Schönheit und Liebe, das ist es, was vor allem jene Zeit des vierten Jahrhunderts bewegte und erfüllte, und wie diese Koroplasten in eine ideale Welt das Wirkliche und Natürliche hineintrafen, so vermischen sie leicht auch Göttliches mit Menschlichem, daß es oft schwer hält zu entscheiden, ob da ein einfaches Mädchen gemeint sei oder eine Nymphe oder Muse oder gar die Göttin der Liebe selbst; so auch gesellen sie diesen Mädchen die kleinen Begleiter der Aphrodite. Vielleicht hier zum ersten Mal, oder ungefähr gleichzeitig auch in des A t i o n Gemälde der Hochzeit Alexanders mit der Rhoxane, erscheint der griechische Liebesgott in der Verjüngung und in verjüngter Gestalt, geben sich die Ercoten als Flügel k i n d e r, als „Putten“, die mit den Mädchen schäkern und tändeln statt Herzen zu verwunden; gerade der Puttenschwarm der Terrakotten vermag uns beispielsweise das erwähnte Gemälde des Aktion verständlich zu machen, in dem ja die Schar zärtlicher Ercoten, die den König und seine Geliebte umflattern, ein hervorstechender Zug gewesen sein muß. Gingen zu allen Zeiten in der griechischen Kunst neben den größeren Werken der Plastik und der Malerei kleine Konfiguren als bescheidene Weggenossen, im kleinen wiederholend das Bild der Entwicklung der Kunst, das jene im großen geben, so dürften speziell die hier angezogenen Tanagrafigürchen dem ausgehenden v i e r t e n Jahrhundert angehören oder eher noch, wenigstens ihrer Mehrzahl nach (und darauf weist schon das Aufkommen und die Verwendung des Eros als Putto), Erzeugnisse sein des d r i t t e n Jahrhunderts v. Chr. O. W.

Der Rheinfluss in alten Bildern *).

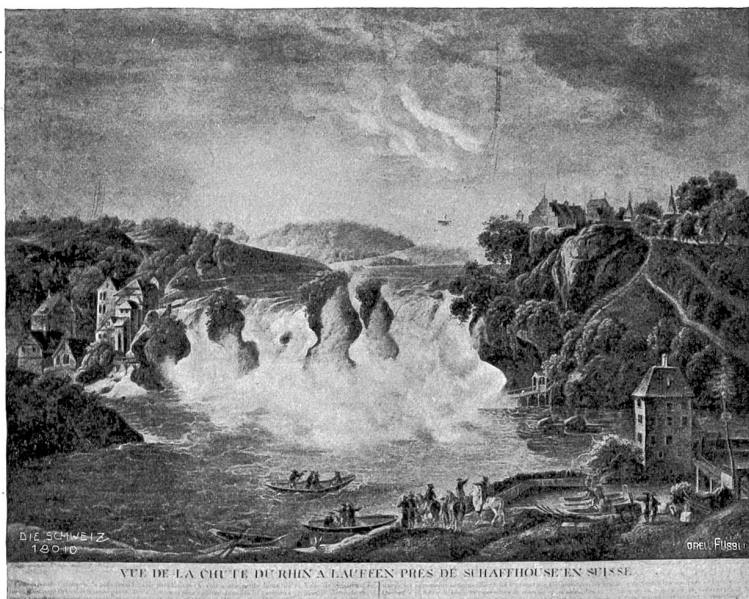
Kulturgeschichtliche Skizzen von Max Thomann, Embrach.

„Und es waltet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.“

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß obiger Vers sich beim Rheinfluss trefflich legitimiert hat. Es war mir

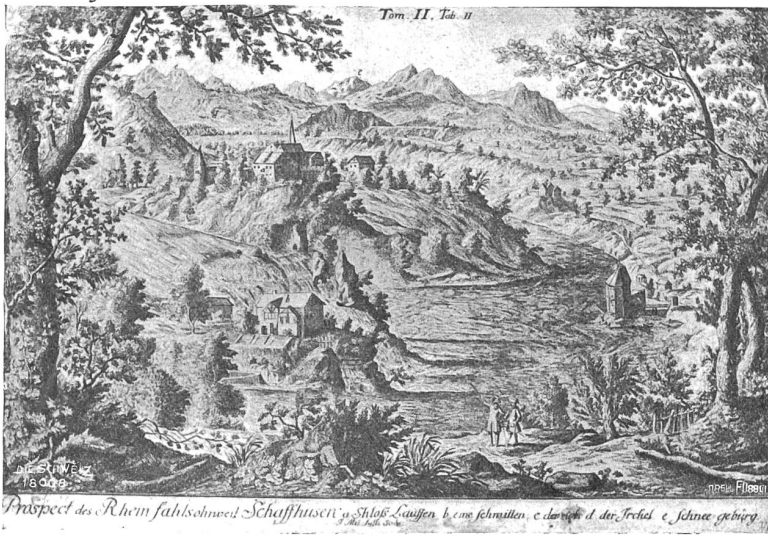
sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Teilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgefordert bemerkt. Sie werden einst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth hindurchschlingen...“ So schrieb Goethe an Schiller, nachdem er am 18. September 1795 den Rheinfluss besucht und bewundernd in das wunderliche Naturchauspiel geschaut hatte. Und in seinem Reisetagebuch fährt er fort: „Dies Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden. Es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauungen, seine Empfindungen mitzuteilen, und von keinem wird es fixiert, noch weniger erschöpft werden...“

Wer will sie zählen, die es geschaut, die es beschrieben haben, „dies Naturphänomen“, den mächtigsten Wassersturz Europas! Kaiser und Könige, Gelehrte und Künstler, Namen von weitragendem europäischem Klang, der unbefannte, ungenannte Wanderer von gestern und ehegestern, sie haben hineingeschaut in dies wilde Toben und Brausen. Verschiedenartige Empfindungen und Gefühle hat's in ihnen ausgelöst: ergriffen, erschüttert, anbetend, kalt, unempfindsam, blaßert, vom Weltschmerz angehaucht haben sie davor ge-



Rheinfluss Abb. 1. Besuch Kaiser Josephs II. am 26. Juli 1777. Nach der Natur gemalt von J. J. Schalk (1723–1789), gestochen in Basel von W. F. Gmelin 1788.

*) Unser elf Abbildungen sind photographische Aufnahmen von Prospektten der Schweiz. Landesbibliothek in Bern zugrunde gelegt; wir danken die gütige Uebersetzung. A. d. R.



Rheinfall Abb. 2. Gesamtansicht von Rheinfall und Umgebung. a. Schloß Lauffen. b. eine schmitten. c. der nol. d. der Fregel. e. Schnee-gebürg. Nach dem Stich von Joh. Melchior Hüßli (1677-1730).

standen. Wir werden von ihren Empfindungen noch reden. (Abb. 1).

Nicht die Höhe des Falls ist's, was der Mensch hier staunend bewundert. Mit seinen zwanzig Metern wird der Rheinfall von manchem andern Wassersturz Europas weit übertroffen. Aber diese machtvolle Wassermenge, die donnernd und weithin in die Umgebung hinaus ihren Sturz verkündend über die Felsenbarriere sich wälzt! Dazu die pittoreske Umgebung, hüben die burggefrönte Höhe, drüben die palastähnlichen, großartigen Hotels, unten am Wasser der feste Turm, der wetercharte Zeuge längst vergangener Zeiten, über alles eine frische, saftig grüne Vegetation gebreitet! Wahrlich ein Fleckchen Erde, das nicht nur so schnell, im Handumdrehen, von der Eisenbahn aus gesehen und gewürdigt werden will (Abb. 2)!

Schon oberhalb der Eisenbahnbrücke, die in schönen Bogen den Fluß überquert, kommt Unruhe und Hast in den zwischen laubbewachsenen Abhängen majestätisch dahersießenden Strom. Hat er eine Ahnung vom Sturze, dem er entgegen-eilt? Kleinere Felsen stellen sich hemmend in den rascher werdenden Lauf. In Strudeln und Schäumen tut sein Unwille sich kund. Die Aufregung wächst, die Wasser schießen, und brausend und zischend fährt er hinab in tobbringendem Sturz.

Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen!
 Mir entstürzte vor Lust zitternd das meinige fast.
 Raslos donnernde Massen auf donnernde Massen geworfen,
 Ohr und Auge, wohin retten sie sich im Tumult?
 Wahrlich, den eigenen Wutschrei hörte nicht der Gigant hier,
 Läg' er, vom Himmel gestürzt, unten am Felsen gekrümmt!
 Rosse der Götter, im Schwung, eins über dem Rücken des andern,
 Stürmen herunter und streun silberne Mähnen umher;
 Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, nimmer dieselben,
 Ewig dieselbigen — Wer wartet das Ende wohl aus?
 Angst umzieht dir den Busen mit eins, und wie du es denkst,

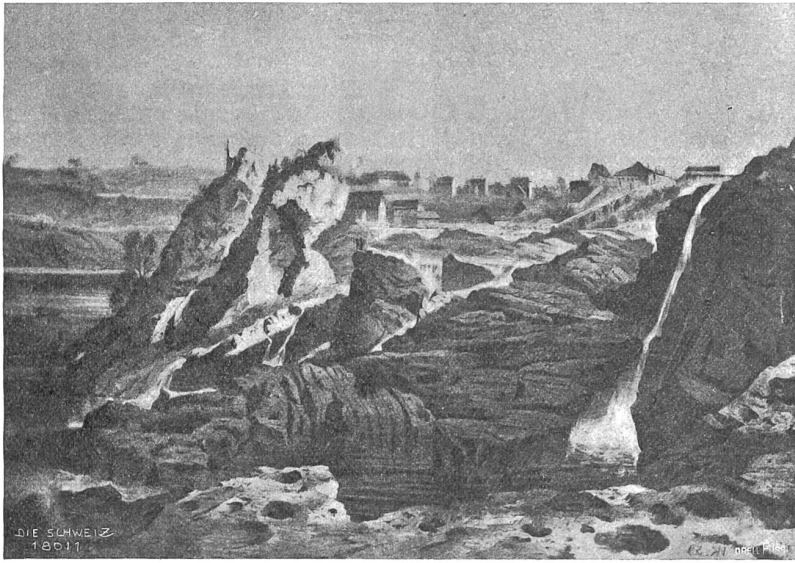
Ueber das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölk!
 (Wörter).

Worin besteht eigentlich das Großartige des imposanten Naturschauspiels? Ist's der in Millionen Perlen aufgelöste Wasserchaum und Gischt, sind es die hochaufwirbelnden Säulen des nassen Elementes, in denen die Sonne ihr entzückendes Farbenpiel treibt? Ist's das Schäumen und Zischen, das Ueberstürzen und Krauschen, das Fallen, Tosen und Zürnen der stürzenden Wassermenge und unten am Fall das Wallen und Kochen und Branden? Sind's mitten in der tobenden Unruhe drin die gewaltigen Felsblöcke, hoch aus ihr emporragend? Seit Jahrtausenden stehen sie da, das Bild unerschütterlicher Ruhe. Sie kämpfen den Kampf gegen den tobenden Strom, unentwegt, unerschüttert — und doch, wer würde im Kampf unterliegen? Durchwühlt und durchlöchert hat des Wassers stetsfort eindringende Gewalt selbst den steinernen Leib des Ginen, er drohte zu stürzen, „durchfressen“ zu werden; sie haben ihn einst bei niedrigem Wasserstand gestützt, mit Untermuerung ihm neuen Halt gegeben (Abb. 3). Worin besteht das Großartige des imposanten Naturschauspiels? Ist's der mächtig wirkende Gegensatz zur wilden Unruhe, aus der der Strom, müde und träge geworden, von dem Falle enteilt? Hat er seine Kräfte erschöpft, ist ihm sein Uebermut gedämpft, „s Gottwards große Bueb mit de Schwizerhoje und mit sammete Chreke,

mit den kristallene Knöpfe am perlesarbene Brusttuech,
 Sez bruttlet er abe go Rhinau;
 trümmelig ich em worde, doch chunt er witer und witer.“
 Nicht immer bietet der Rheinfall dasselbe in seiner Großartigkeit niederdrückende Schauspiel, ja, es wandelt sich geradezu in ein klägliches Bild der Armut und Dürftigkeit, wenn in regenarmen Zeiten das Wasser sinkt, jodaß die gewaltige Felsenbarriere mit ihren tief zerrissenen Schründen und Klüften sichtbar wird, die sonst das wildschäumende Maß verbirgt. Freilich nicht oft geschieht es, zweimal in hundert Jahren, und immer wurde solch Geckheunis mit größter Sorgfalt von den Anwohnern registriert. Im sechzehnten Jahrhundert kam's 1540 und 1585 vor; dann einmal im siebzehnten anno 1672, wieder zweimal in kurzer Spanne Frist im achtzehnten 1733



Rheinfall Abb. 3. Die Felsen im Rheinfall (April 1797). Nach der Natur gezeichnet von Carl (Gottward) Graß (1767-1814), radliert von J. G. Meyer.



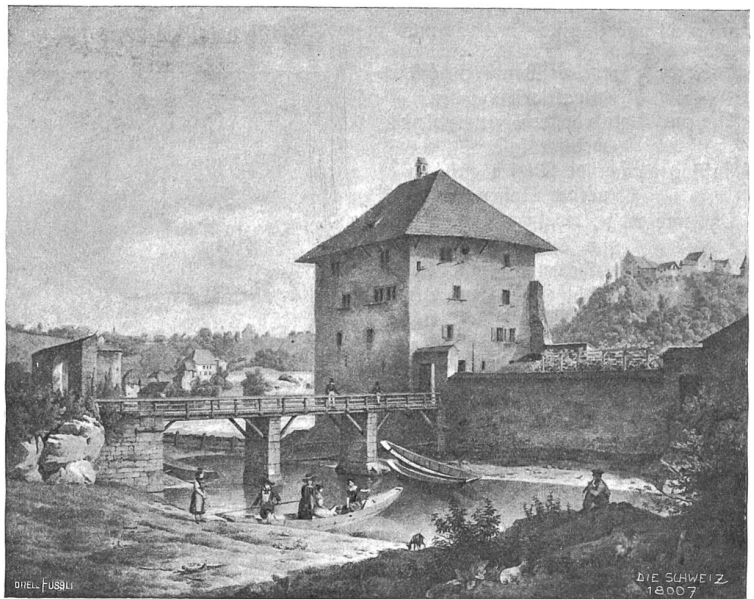
Rheinfall Abb. 4. Der Rheinfall von der Zürcher Seite bei Wassermangel 1858. Nach der Natur von Emanuel Labhardt (1810-1874), Lith. Inst. v. Werl in Leipzig.

und 1755. In dem Sturm- und Schreckensjahr der Revolution stellte der Rhein sein Wüten ein, und im Frühjahr 1858 war der Wasserstand ein so niedriger, daß einer trockenen Fußes bis zu den Felsen, ja über das ganze Flußbett an das jenseitige Ufer gelangen konnte (Abb. 4). Zugeschoren ist der Fall noch nie, was man auch immer darüber gefabelt haben mag. Auch das gehört ins nebelreiche Land der Sage, was sich das Volk immer wieder zu erzählen liebt: einst sei ein Schiffer in seinem Kahne entschlafen und, ohne Schaden zu nehmen, glücklich über den Fall hinunter gekommen. Sage — denn Schaudern ergreift einen schon bei dem Gedanken, daß ein Schiff von diesem Wasserstrudel möchte ergriffen werden! Leere Schiffe, die man versuchsweise schon über den Fall hinabtreiben ließ, waren völlig in Trümmer zerschlagen, bevor sie nur des Sturzes Mitte erreicht; in kaum bemerkbare Bruchstücke auseinandergerissen trieben sie flußabwärts.

Sicher ist, daß des Falles Kraft schon längst der Arbeit des Menschen dienstbar war, lange, bevor andächtige Beschauer an seinen Ufern schwärmten. Schon im elften Jahrhundert mahlten sie in der Mühle das reiche Korn, das die fruchtbaren Felder der Umgegend spendeten. Aber wenn sie aus Hufeisen, die man in der Nähe des Falles fand, den Beweis erbringen wollten, daß die alten Kelten schon dort einst dem Gotte Wodan geopfert, wenn die römischen Legionssoldaten, die dem Strom entlang bis nach Rheinau stationiert waren, dort dem Flußgott Rhemus ihre Libationen dargebracht haben sollen, so fehlt solchen Mutmaßungen völlig der sichere historische Untergrund. Sie haben des Falles in ihren Schriften gar nicht Erwähnung getan, die alten Römer, und der Zürcher Chronist weiß seinen Merger darüber nur schlecht zu verbergen, daß selbst ein Plinius und Tacitus, „die doch Germaniam gesehen habend sich berühmend“, ihn nirgends „nach seiner Art und Notdurft“ beschrieben haben. Die ersten Ansiedlungen um den Fall her mögen mit dem ausgiebigen Lachsfang und der Schifffahrt in Zusammenhang gestanden haben.

So reicht hinauf in die ältesten Zeiten,

von denen geschichtliche Kunde zu uns gelangt ist, das auf einer Felseninsel, gleich unter dem Fall, idyllisch gelegene Schlößchen Werb oder Wörth. Immer noch schlagen brandend die unruhigen Wogen an das Mauerwerk, wie sie es vor Hunderten von Jahren schon getan, da das Schlößchen noch nicht zum freundlich einladenden Gasthaus gewandelt war (Abb. 5). Ein Morgen, ein Abend auf diesem Felsenitz, wenn die Strahlen des hellleuchtenden Tagesgestirns ihr buntes Farbenpiel im spritzenden Sicht und Schaum des tosenden Wassersturzes treiben, es gehört zum Schönsten, was wir am Rheinfall schauen mögen. Anders sind die Zeiten geworden. Das rege Leben und Treiben ums Schloß, im kleinen Schifffahrtshafen ist verstummt, einige Engländer nur sitzen mit uns auf der Terrasse. Früher war's Zollhaus der einstmalig sehr belebten Rheinschifffahrt, die, durch den Fall unterbrochen, hier von neuem den Anfang nahm. Die „Meier im Werb“ hießen sich seine ältesten Besitzer, die das Schlößchen als österreichisches Lehen innehatten. Ihnen folgte das angelehene, mächtige Geschlecht derer von „Mandenburg“. Aber Götz oder Gottfried, der Schultheiß von Mandenburg, trieb mit seiner Gemahlin Kunigunde von Fridingen übergroßen Aufwand. Das Geld ging ihnen aus; Hans, Graf von Winterthur, Davids des Juden Sohn, ließ 500 Gulden und erhielt als Pfand dafür das Dörfchen Neuhausen mit Leuten und Gut, mit Nutzen, Zinsen, Vogtei und Steuern. Immer noch reichte das Geld nicht hin. Andere wurden angegangen; auch die umliegenden Schloßherren, die „Zulach auf Laufen“. Sie gaben Geld, einmal, zweimal, dem Götz war nicht mehr aufzuhelfen, er verarmte, und Haus und Hof, Schloß Wörth und Neuhausen kam samt allen Zubehörden und Rechten an Conrad von Zulach zu Laufen. Nur wenige Jahre indes ward's auch diesem vergönnt, von seiner stolzen Feste hoch über dem Strom auf sein neu ihm gewordenes Besitztum hinunterzuschauen, er starb schon 1429. Und nun fand Wörth seine Herren, die aus seinen Einkünften wohl den besten, ausgiebigsten Gebrauch zu eigenem Nutzen zu ma-



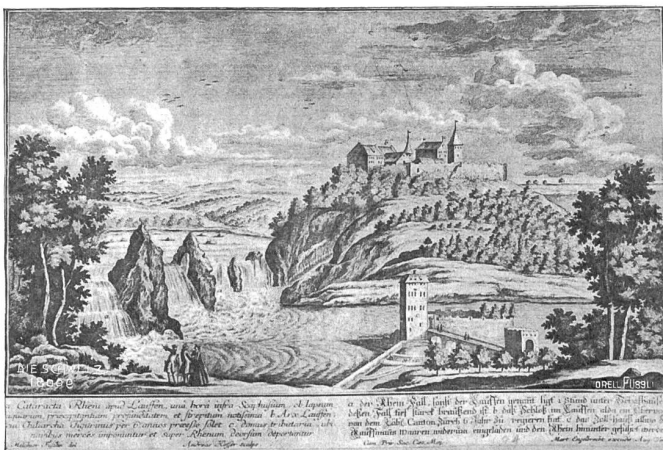
Rheinfall Abb. 5. Schloßchen Wörth. Nach der Natur und auf Stein gezeichnet von Carl Steinmann 1826, erschienen bei J. Velten, Karlsruhe.



Paul Riederich, Suhr.

Tagderlebnisse (1908).
Phot. Feus, Gantförsch, Wittenberg.

chen verstanden (Abb. 6). Noch liegt die Fertigungsurkunde im Schaffhauser Staatsarchiv wohl verwahrt, durch die Freitag nach St. Nikodemus 1429 vor Bürgermeister und Rat zu Schaffhausen Wörth um 6400 rheinische Gulden an das Kloster „Aller Heiligen“ abgetreten ward. „Die Burg Werb unter dem großen Laufen, mit Holz, mit Feld, mit Aekern, mit Wiesen, mit Fischenzen oberhalb und unterhalb der Burg, mit Küschen, auch mit der Mühle, Mühlestatt, den Schleifenen darunter und darob und der Eisenschmide dabei gelegen. Sodann mit dem Dorf Neuhauen, mit den Weingärten, dem Weingewächs und dem Weingelt, mit Leuten und mit Gütern, mit Voglei, Gerichten, Zwing und Wann, mit Wunn und Waide und so auch mit allen jeglichen Nutzen, Gülten, Rechten, Ehehaften, Gewaltsamen, und endlich mit dem Zoll im Werb, dem Bau- und Ziegelhose zu Hofstetten und den zu diesen gehörenden Waldungen, des Willingers Holz genannt.“ Völlige Freude lehrte freilich erst dann in den Klostermauern ein, als nach langem Hin und Her der Kauf auch von dem Lezhensherrn, dem Hause Oesterreich, anerkannt war (1445). Nun aber wanderten die mächtigen Rheinlache auf der zahlreichen Conventherren reichbeladene Tische. Trefflich schmeckten sie diesen und den vielen Gästen, die in den heiligen Mauern Einkehr zu halten pflegten. Nicht der verarmte Schultzeiß Göß, wohl aber der gestrenge Herr Amtmann des Klosters führte jetzt das Regiment im Schloß. Er ließ seine Neuglein munter spähen auf Wasser und Wald, über Felder und Acker, daß „seiner Herrn Gefälle“ richtig abgeliefert wurden. Aber nicht nur die zappeln-



Rheinfall Abb. 6. Rheinfall mit Landvogtei Schloß Laufen und Schloßchen Wörth. Nach Zeichnung von Joh. Melchior Füssli (1677-1730) gestochen von Andreas Hoffer.

den Fische hatte der Amtmann zu überwachen, er war auch zugleich Gefangenewart. Und seine Burg enthielt nicht nur recht wohlliche Räume, auch recht dunkle, schauerliche Kerker waren darin, in denen früher unter Randenburgischem Regiment die Schaffhauser die ihnen mißliebigen Elemente einzusetzen pflegten, und auch die Geistlichen Herren ließen darinnen mehr als einen verwahren, der ihnen im Wege stand.

(Schluß folgt).

Der heutige Stand der Tuberkulose-Bekämpfung.

(Schluß).

IV. Die Rolle der Frau im Kampf gegen die Tuberkulose.

In dem Maße, wie in den letzten Jahren der Kampf gegen die Tuberkulose in immer weiterem Maßstab und mit größerem Heerbanne eröffnet und fortgeführt wurde, und in dem Maße, wie sich immer breitere Kreise und Schichten der Bevölkerung in jedem Lande dafür zur Verfügung stellten, ist auch ein mächtiger und außerordentlich wirksamer Truppenteil der Offensiv-Armee angegliedert worden; es sind die Frauen! Sei es in Verbindung mit gemeinnützigen Vereinen aller Art (Rotes Kreuz, spezielle Frauenvereine für Volkswohlfahrt u.), sei es durch die immer mehr und mehr wachsende Mitbetätigung der Frauen als Arztinnen, Pflegerinnen oder überhaupt als Mithelferin des Mannes in solchen Bestrebungen. Es war denn eigentlich auch ein kulturelles Moment von ungewohnter und großer Bedeutung, daß bei der letzten Internationalen Tuberkulose-Konferenz in Brüssel diese Rolle der Frau in der Antituberkulose-Bewegung offiziell anerkannt und ein ganzer Nachmittag Berichten von in der Bewegung stehenden Frauen gewidmet wurde. Was da in den letzten Jahren von Seiten der Frauen geleistet wurde, ist aller Bewunderung wert und um so höher anzuschlagen, als das nicht eine Frucht der modernen Emanzipation der Frau, der Frauenrechtlerinnen u. ist, sondern weil dabei die Frau sich als wahres Weib, als Gattin, Mutter, als Schmerzens- und Kummerheilende gütige Frau betätigt! Lassen Sie mich nur ganz kurz einiges aus diesem Frauenkampf hervorheben!

Die Hauptaufgabe der Frau ist, mitzuwirken, ein tuberkulose-freies Geschlecht mit heranziehen zu helfen. Was dem Kinde nicht anezogen wird, wird dem Menschen niemals so recht in Fleisch und Blut übergehen. Wer ist dazu berufener als die Frau? Und zwar in der Eigenschaft als Mutter zunächst, die für vernunftgemäße körperliche und geistige Entwicklung des Kindes besorgt ist, für rationelle Körperpflege

und alle die oben erörterten Punkte wacht, aber auch, wenn sie nicht Mutter ist, als Hausfrau, durch Sorge für gesundheitsmäßige Bedingungen in der Umgebung, im Hause, für rationelle Ernährung, als Lehrerin und Erzieherin, durch verständnisvolle Ueberwachung des gerade im Schulalter besonders gefährdeten Kindes, endlich als Krankenschwester, Pflegerin.

Aber auch die Frau, die weder Mutter noch Lehrerin, noch Hausfrau, noch Krankenpflegerin ist, die nicht in Verbindung mit organisierten Frauenverbänden steht, kann mithelfen in segensreicher Kleinarbeit. Sie kann Kranke und Arme besuchen und Unwissenden Aufklärung bringen, Leichtfertigen Sorgfalt predigen, gerade durch die dem weiblichen Geschlecht eigene gütige, dem Herzen entspringende Art. Die Frauen sind hierin die Agitatorminnen, die wieder bei andern Frauen am meisten Gehör finden. Das ist so außerordentlich wichtig, weil ja die Haushygiene fast ausschließlich den Frauen unterstellt ist. „Hauspflege ist die Sache der Frau!“ Und ist sie in dieser Beziehung ein Vorbild, wird sie unbewußt und indirekt hierin auch wieder die ihr unterstellten Dienstboten erziehen, die ihrerseits in die eigene Häuslichkeit so manches Samen Korn mitnehmen, das dann aufgeht und Früchte trägt.

In den meisten Ländern haben sich nun organisierte Frauenvereinigungen gebildet, Frauenligen, die sehr viel Segensreiches wirken. In Rußland, wo den Frauen viel mehr als irgendwo sonst Gelegenheit geboten wird, sich auf allen Gebieten mit den Männern in der Arbeit zu teilen, stellt die Frauen-Tuberkulose-Liga das größte Kontingent aller Tuberkulosevereinigungen. Als Beispiel einer Organisation der Frau dientenstes erwähne ich die Organisation, wie sie in Prag durch Frau Altshul, die Frau eines angesehenen Arztes, ins Leben gerufen, und wieder eine ganz andere Organisation, wie sie z. B. in Paris durch Mlle. Chaptal eingerichtet wurde, wo verschiedene allgemeine Institutionen